

Geschichten von Zacharias Zoodirektor

1 Zacharias Zoodirektor und die Giraffe

Als Zacharias Zoodirektor eines Morgens am Giraffenhaus vorbeikam, stand das große Tor offen. Kein Zoowärter war weit und breit zu sehen. Zacharias ging ans Tor und guckte hinein. Die beiden Giraffenmännchen Cäsar und Alexander standen am Futterkorb, aber vom Giraffenweibchen Kleopatra war nichts zu sehen. Zacharias Zoodirektor erschrak. Er machte schnell zwei Schritte zurück und schloss das Tor von außen. "Kleopatra ist weg!", rief er, so laut er konnte. Und alle, die im Zoo arbeiteten, machten sich sofort auf die Suche nach Kleopatra. Weil der Zoo um diese Zeit noch nicht geöffnet hatte, waren die Wege leer. Sie suchten kreuz und quer, bei den Elefanten, vor dem Affenhaus, bei den Pinguinen, auf dem Spielplatz und vor dem Restaurant. Kleopatra war nirgends zu finden. Anscheinend war sie mit ihren langen Beinen über den Zaun gestiegen und machte nun die Stadt unsicher. Zacharias rief die Polizei an. "Unsere Giraffe Kleopatra ist verschwunden." Sofort fuhren vier Streifenwagen los, um Kleopatra zu suchen.

Kleopatra war unterdessen schon eine Weile unterwegs. Sie trabte fröhlich dahin und freute sich, frei laufen zu können, ohne alle dreißig Schritte an den Gitterstäben umkehren zu müssen. Gerade kam sie an einem Haus vorbei, wo im zweiten Stockwerk ein Fenster offenstand. Um einen Kaffeetisch herum saßen vier alte Damen beim Kaffee. Frau Stöckelmann griff gerade nach einem Messer, um für ihre Gäste den Kuchen anzuschneiden, da steckte Kleopatra den Kopf zum Fenster herein. "Um Himmels willen!" rief Frau Stöckelmann entsetzt und ließ das Messer fallen. Frau Rappelzahn neben ihr fiel vor Schreck in Ohnmacht und Frau Klomperbomper ergriff geistesgegenwärtig die Flucht. Nur Frau Stutzenheimer, die schlecht sah und kaum noch hörte, fragte etwas verwirrt: "Aber meine Damen, was ist denn los?" Kleopatra indessen ließ sich nicht stören und fraß in aller Seelenruhe die Hälfte des Kuchens vom Tisch. Dann zog sie langsam ihren Kopf zurück. Frau Rappelzahn, die gerade aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah über sich den Giraffenkopf und fiel zum zweiten Mal in Ohnmacht. "Komisch", dachte Kleopatra, "man könnte meinen, die alten Frauen hätten irgendetwas Schreckliches gesehen", und trabte davon.

Zwei Straßen weiter guckte sie zum Badezimmerfenster der Familie Schussel hinein. Der kleine Felix putzte gerade seine Zähne, da sah er im Spiel Kleopatras Kopf. Die Zahnbürste fiel ihm aus der Hand. "Mama", rannte er schreiend in den Gang hinaus, "im Badezimmer ist eine Giraffe!" "Felix", schimpfte seine Mutter, "du bist sowieso schon zu spät dran. Jetzt mach' keinen Quatsch und putz' endlich deine Zähne!" "Doch, Mama, komm doch", heulte Felix. Seine Mama ging ins Bad nachsehen, aber Kleopatra war schon wieder weitergezogen. Auf einmal hörte sie hinter sich ein Martinshorn. Kleopatra drehte sich um: ein Streifenwagen kam mit Blaulicht um die Ecke geschossen. Sie überlegte nicht lange, trabte los, machte einen Satz über den nächsten Zaun und verschwand in einem Garten. Das Polizeiauto hielt mit quietschenden Reifen vor dem Zaun. Kleopatra war längst fort.

Der Garten war groß wie ein Park, und Kleopatra fühlte sich wieder richtig wohl. Sie schritt unter Bäumen durch, blieb da und dort stehen und kostete von den verschiedenen Blätterarten. Als sie satt war, ging sie weiter. Auf einer Wiese im Park saß eine kleine Gesellschaft und feierte den sechzigsten Geburtstag von Professor Feierabend mit Grillwürsten, Kartoffelsalat und Bier. "Huch", schrien die Gäste, als Kleopatra unter den Bäumen hervortrat, ließen Würstchen und Bier stehen und flüchteten. Dem Professor, der gerade das Bierfass anzapfte, fiel der Holzhammer aus der Hand, und er rannte seinen Gästen hinterher. Kleopatra konnte es nicht fassen: Im Zoo kamen die Menschen extra zu ihr, um sie zu sehen. Jetzt kam sie zu den Menschen - warum liefen auf einmal alle vor ihr davon? Aus dem Bierfass vor ihr lief Flüssigkeit auf die Wiese. Nach dem zuckersüßen Kuchen von Frau Stöckelmann hatte Kleopatra großen Durst. Sie ging auf die Knie und fing an, das Bier aus dem Zapfhahn zu schlürfen: es schmeckte! Zwanzig Liter frisches Bier waren in dem Fass, und zwanzig Liter schlürfte Kleopatra. Das war selbst für eine Giraffe zuviel. Als sie den Kopf hob und weitergehen wollte, waren ihre Beine plötzlich schwer und die

Bäume im Park drehten sich vor ihren Augen. Kleopatra wankte davon. Mit Mühe und Not taumelte sie bis zur nächsten Straße. Dort ging sie langsam zu Boden und schlief mitten auf dem Asphalt ein.

In diesem Augenblick bog ein Polizeiauto um die Ecke. "Wir haben sie!", meldete der Beamte über Funk. Kurz danach hielt ein zweites Polizeiauto. Zacharias Zoodirektor stieg aus. "Was machen wir jetzt mit ihr?", fragte ein Polizist. Zacharias kniete neben Kleopatras Kopf und schnupperte. Er roch das Bier. "Ich glaube, die Dame wird noch eine Weile schlafen", sagte er schmunzelnd. "Am besten warten wir, bis sie wieder aufwacht." "Und der Verkehr?", fragte der Polizist. Niemand sagte etwas. "Gut. Wir leiten um", gab sich der Polizist geschlagen. Am Anfang und am Ende der Straße wurde ein Schild aufgestellt: "Umleitung" stand darauf, "Vorsicht, schlafende Giraffe!"

Nur Zacharias Zoodirektor blieb bei Kleopatra. Der Nachmittag verging und der Abend. Nachts um zehn, als es längst dunkel war, wachte Kleopatra endlich auf. Sie grunzte, reckte und streckte sich. Dann stand sie mühsam auf. Sie war noch immer ziemlich unsicher auf den Füßen. So gingen sie durch die leeren Straßen zum Zoo zurück, Zacharias Zoodirektor drei Schritte voraus und Kleopatra schwerfällig hinterher. Und mit jedem Schritt erinnerte sie sich besser an das, was passiert war. Da schämte sie sich und wurde ganz rot. Aber dann, als sie noch ein Stück weiter gegangen war, wurde sie auch ein bisschen stolz: Welche Giraffe hatte schon so etwas erlebt wie sie? Und sie reckte ihren Kopf stolz in den Nachthimmel. Zacharias Zoodirektor aber versuchte sich die Gesichter der Leute vorzustellen, denen Kleopatra bei ihrem Ausflug begegnet war, und er kicherte leise vor sich hin.

2 Zacharias Zoodirektor und das Nilpferd

Eines Morgens um halb acht - Zacharias Zoodirektor betrat gerade sein Büro - klingelte schon das Telefon. Er hob den Hörer ab. "Guten Morgen, Zacharias Zoodirektor", sagte eine aufgeregte Stimme, "du musst sofort kommen." Es war der Tierpfleger Bert vom Nilpferdhaus. "Was ist denn passiert?", fragte Zacharias und zog mit einer Hand den Mantel wieder über, den er gerade ablegen wollte. "Potty hat eine Flasche verschluckt." Potty hieß das junge Nilpferdmännchen. "Wie konnte denn so etwas passieren?", fragte Zacharias. "Irgendjemand hat eine Flasche ins Wasserbassin geworfen. Als ich sie heute morgen sah, wollte ich sie herausfischen. Da ist mir Potty zuvorgekommen. Er hat anscheinend gedacht, vor seiner Nase schwimmt etwas zu fressen. Und schwupps - weg war sie." "Und jetzt?" Zacharias war besorgt. "Seit einer halben Stunde liegt Potty in der Ecke und jammert vor sich hin." "Ich komme", sagte Zacharias und legte auf.

Er rief den Zoo-Tierarzt an und erklärte ihm, was passiert war. Dann machte er sich auf den Weg zum Nilpferdhaus. Als er ankam, war der Tierarzt schon dort. Potty lag in der Ecke auf Stroh und grunzte jämmerlich vor sich hin. Mit vereinten Kräften schafften sie es, das Nilpferd auf die Beine zu bringen. Der Tierarzt ging auf die Knie und tastete Pottys Bauch ab. "Hier ist eine harte Stelle", sagte er, "das müssen wir röntgen." Zum Glück hatte er sein fahrbares Röntgengerät gleich mitgebracht. Wieder zerrten und schoben Bert, der Tierpfleger, der Tierarzt und Zacharias Zoodirektor das Nilpferd herum, bis es richtig stand. "Ruhig stehenbleiben", rief der Tierarzt, drückte einen Knopf am Gerät und schon war alles vorbei. Als das Röntgenbild entwickelt war, hielt es der Tierarzt gegen das Licht (es sah ungefähr so aus wie ein entwickelter Film). "Da haben wir sie", sagte er und zeigte auf die Umrisse einer Flasche. "Sie ist vor dem Magenausgang steckengeblieben." Er runzelte die Stirn. "Ich fürchte, wir kommen um eine Operation nicht herum." Zacharias Zoodirektor erschrak. Sein Nilpferd sollte nicht unter's Messer! "Wir versuchen es zuerst anders", sagte er bestimmt. "Wenn die Flasche bis heute abend nicht herausgekommen ist, kann Potty immer noch operiert werden." Der Tierarzt nickte. "Also gut, aber nur bis heute abend. Vielleicht klappt es ja." Er schob sein fahrbares Röntgengerät hinaus.

"Potty", flüsterte Zacharias dem Nilpferd ins Ohr, "du musst jetzt gut mitmachen, damit die Flasche wieder herauskommt." Potty wackelte mit den Ohren. Bert gab ihm einen Klaps auf den Po. "Komm, mein Alter, wir versuchen es als erstes mit einem Handstand. Hopp, hoch mit dir!" Pottys Hinterbeine zuckten ein paarmal, aber sie kamen nicht richtig hoch. Bert winkte ab. "Es hat keinen Zweck. Wir brauchen etwas, was ihn hinten hochhebt." Zacharias

hatte eine Idee. Er ging zum Telefon und wählte eine Nummer. Fünf Minuten später rollte ein Gabelstapler herein. Ein Arbeiter aus dem großen Futterlager saß darauf. Bert umwickelte die Gabel mit ein paar Decken, dann fuhr der Stapler von hinten langsam zwischen Pottys Hinterbeine. Der Arbeiter schob einen Hebel nach oben. Surrend setzte sich die Gabel in Bewegung und Zentimeter um Zentimeter wurde Potty hinten angehoben.

Als die Hinterbeine ungefähr die Kopfhöhe von Zacharias Zoodirektor erreicht hatten, schlüpfte Bert unter das Nilpferd und drückte von unten in den Bauch. "Komm schon, Potty", rief er, "tu mir den Gefallen und spuck die Flasche aus." Aber so sehr er auch drückte, es tat sich nichts. Das einzige, was aus Pottys offenem Maul herauskam, war ein klägliches Grunzen.

"Lasst ihn herunter!", sagte Zacharias, "es hat keinen Zweck. Wir müssen uns etwas anderes überlegen." Er dachte laut nach. "Die Flasche rutscht nicht heraus. Also braucht sie etwas, damit sie besser rutschen kann. Worauf kann man rutschen? Was ist glitschig genug, dass eine Flasche aus dem Magen durch die Speiseröhre rutscht und aus dem Maul wieder herauskommt?" Bert guckte unglücklich. "Wenn Potty eine Maschine wäre, würde ich sagen, wir müssten ihn ölen", sagte er. Zacharias schlug sich gegen die Stirn. "Öl! Natürlich - das ist es! Nur kein Maschinenöl - Potty muss viel Salatöl trinken." Bert zog los und kam kurz darauf mit einem Kanister Öl aus der Zookantine zurück. Er legte drei Salatköpfe in einen Futtereimer und leerte den halben Kanister Öl darüber. Zum Glück hatte die Flasche Potty nicht auf den Appetit geschlagen. Gierig machte er sich über das glitschige Futter her und verschlang auf einmal alle Salatköpfe samt Öl. Kaum hatte er das Fressen hinuntergeschluckt, fuhr der Gabelstapler wieder heran und hob Potty hinten an. Bert drückte zweimal von unten gegen den Bauch. Potty begann zu würgen und verdrehte die Augen. Alle hörten ein glitschiges Geräusch, dann klappte Potty sein Riesenmaul auf und spuckte eine grüne Weinflasche in den Futtereimer.

So ist alles noch einmal gut gegangen. Zur Belohnung bekam Potty danach nochmals drei Salatköpfe, diesmal allerdings ohne Öl. Und alle waren glücklich und zufrieden. Das heißt: fast alle. Der Tierarzt jedenfalls fand es ein bisschen schade, dass er nicht operieren durfte. Er hätte ganz gern einmal einem Nilpferd in den Magen geschaut. Aber Potty war es anders lieber. Und Zacharias Zoodirektor natürlich auch.

3 Zacharias Zoodirektor und die Stinktiere

Neben den Stinktieren wohnen in einem großen Freilaufgehege die Flamingos. Sie stehen oft stundenlang auf einem Bein im Wasser und sehen dabei sehr elegant und auch ein bisschen hochnäsiger aus. Vielleicht war das der Grund dafür, dass die Stinktiere eines Tages sagten: "Die Flamingos sind eingebildete Geschöpfe. Eben haben sie sich wieder über uns lustig gemacht und schauen auf uns herab." Und vor lauter Ärger begannen alle Stinktiere zu stinken. Bald zog eine Wolke dicker Luft zum Flamingogehege hinüber. Die Flamingos, die wie immer auf einem Bein standen, verloren vor Schreck das Gleichgewicht, fielen um und sahen gar nicht mehr elegant aus. Hals über Kopf flüchteten sie vor dem Gestank und zogen sich in die hinterste Ecke ihres Geheges zurück. Dort schnatterten und zeterten sie aufgeregt durcheinander.

Zacharias Zoodirektor hörte das aufgeregte Geschrei, als er gerade unterwegs war, um die jungen Seelöwen zu zählen. Als er am Flamingogehege vorbei kam, empfingen ihn die rosaroten Vögel entrüstet: "Es stinkt so entsetzlich, Zacharias Zoodirektor", kreischten sie. "Es kommt von den Stinktieren drüben. Du musst unbedingt etwas dagegen unternehmen." Zacharias Zoodirektor, der den Gestank inzwischen auch gerochen hatte, hielt sich die Nase zu. "Ich will sehen, was sich machen lässt", sagte er durch die Nase, und es klang, als ob er Schnupfen hätte. Er griff mit den Händen in die linke Hosentasche und zog eine Wäscheklammer heraus. Die klemmte er sich auf die Nase und ging hinüber zu den Stinktieren. "Was fällt euch ein, so herumzustoinken?", fuhr er die Stinktiere an. "Den armen Flamingos ist schon ganz übel davon." "Uns ist auch übel", antwortete das älteste Stinktier mit silbergrauem Fell, "weil die Flamingos sich immer über uns lustig machen. Deshalb haben wir beschlossen, so lange zu stinken, bis sie sich bei uns entschuldigt haben." Zacharias Zoodirektor blieb nichts anderes übrig, als umzukehren.

Die Stinkwolke hatte sich mittlerweile ausgebreitet und hing wie eine Käseglocke über den Gehegen und Wegen im Zoo. Väter und Mütter hielten sich Taschentücher vor die Nase, Babys heulten, Hunde jaulten und alle suchten möglichst schnell das Weite. "So kann es nicht weitergehen", sagte sich Zacharias Zoodirektor, "die Stinktiere vertreiben noch alle Besucher." Und er ging wieder zu den Flamingos (langsam tat ihm die Nase weh von der Klammer) und erzählte von seinem Besuch bei den Stinktieren. "Stimmt es, dass ihr die Stinktiere ausgelacht habt?", fragte er, so streng er konnte. Eine Weile lang standen die Flamingos wortlos und scharrtten mit ihren dürren Füßen im Sand. Dann traten zwei Jungtiere vor. "Wir haben über sie gelacht, weil sie so komisch aussehen", sagten sie, ohne aufzusehen. Ihr Gefieder war so feuerrot, dass sie sogar unter ihren rosaroten Artgenossen auffielen. "Ihr müsst euch bei den Stinktieren entschuldigen", sagte Zacharias Zoodirektor und versuchte immer noch, streng zu sein. "Kommt mit, ich begleite euch hinüber." "Aber da stinkt es ja noch mehr als bei uns", jammerten die beiden. Doch es half ihnen nichts. Zacharias Zoodirektor zog aus seinen Hosentaschen zwei Taschentücher und band jedem damit die Nasenlöcher zu. Mit gesenkten Köpfen staksten die zwei Jungflamingos los, einer links, der andere rechts, Zacharias Zoodirektor in der Mitte.

Es war nicht leicht für die beiden, sich zu entschuldigen. Sie wurden vor das silbergraue, alte Stinktier geführt, das sie mit strengem Blick musterte. "Es tut uns leid, dass wir euch verletzt haben", kam es kaum hörbar aus ihren Schnäbeln. Der Stinktieropa wurde mild. "Ich nehme eure Entschuldigung an. Ihr seid noch jung und müsst noch einiges lernen. Freut euch daran, dass jede Tierart anders aussieht ist und nicht ein Tier wie das andere ist." Er drehte sich um zu den anderen Stinktieren: "Hört her, meine lieben Stinktiere: Ab sofort hört ihr auf zu stinken!" Zacharias Zoodirektor atmete auf - soweit er das konnte mit der Klammer in der Nase.

Die stinkende Wolke hat noch bis abends über dem Zoo gelegen. Dann ist ein frischer Westwind aufgekommen und hat sie in den östlichen Teil der Stadt geblasen. Die Menschen dort haben die Nasen gerümpft und sich gewundert, warum es auf einmal so stinkt. Und die Straßencafés und Eisverkäufer haben an diesem Abend kein gutes Geschäft gemacht. Nur Wäscheklammern waren plötzlich ausverkauft. Woher der Gestank kam, hat aber niemand je erfahren.

Geschichten von Stefanie Stadtführerin

1 Stefanie Stadtführerin und das Glockenspiel

Einmal im Monat macht Stefanie eine Nachtführung. Dann geht sie mit einer Gruppe durch die dunklen Gassen und Straßen und schließlich hinauf zur Burg.

In einer lauen Sommernacht waren sie lang auf der Burg geblieben und hatten den Sternenhimmel bewundert. Unten in der Stadt verabschiedete Stefanie die Gruppe und machte sie auf den Heimweg. Als sie über den Marktplatz ging, schlug es vom Rathausurm zwölfmal. Stefanie schaute hinauf zum Turm. Oben unter den Glocken war ein Drehkarussell, auf der im Kreis einige bunt bemalte Holzfiguren standen. Männer mit blauen Blusen und goldenen Knöpfen und Frauen mit roten Röcken und lustigen Hüten, dazu einige Musiker mit ihren Instrumenten. Mittags um elf und abends um sechs Uhr, immer nach dem Glockenspiel, setzte sich das Karussell knarzend in Bewegung und die Figuren begannen ihren Tanz. Mit dabei war noch eine Kutsche, die von zwei Schimmeln immer im Kreis herum gezogen wurde.

Auf einmal hörte Stefanie das Getrappel von Füßen. Dazu ertönte Musik, Pferde wieherten und lustige Stimmen schallten durch die Nacht. Stefanie sah sich suchend um: Die Geräusche kamen vom Turm. Und dann, als der Mond hinter einer Wolke hervortrat und sein silbriges Licht auf den Marktplatz warf, konnte Stefanie es sehen: Die Tänzer oben im Turm drehten sich im Kreis herum! Stefanie wischte sich über die Augen. Sie träumte nicht! Und die Musiker spielten mit Flöte, Fidel und Trommel zum Tanz auf. Die Musik wurde schneller und schneller, und plötzlich verließen die Tänzer ihr Podest und drehten sich in ganz neuen, großen Kreisen. Dazu fuhr die Kutsche kreuz und quer durch den Turm. Der Kutscher brauchte die Peitsche gar nicht zu benutzen, die Pferde zogen den Wagen voll Vergnügen zu

einer pfeilschnellen Fahrt. Wenn die Musik einen Tusch spielte, blieben alle für einen Augenblick stehen: Die Herren, die sonst immer mit derselben Dame tanzen mussten, gaben ihre Dame mit einer galanten Verbeugung an den Hintermann weiter. Und die Damen, die sonst immer mit demselben Mann tanzen mussten, begrüßten den neuen Partner mit einem freundlichen Kopfnicken. Dann ging das wilde Treiben weiter. Sie tanzten und hüpfen, dass es Stefanie vom Zuschauen ganz schwindlig wurde.

Da schlug die Glocke viertel nach zwölf. Auf einmal eilten Tänzerinnen und Tänzer an ihren alten Platz zurück, als ob sie von einer unsichtbaren Hand geführt wurden. Die Musiker nahmen ihre Instrumente und die Kutsche fuhr langsam an die Stelle, wo sie immer stand. Dann erstarrten Tänzer, Musiker und Schimmel und waren wieder – unbewegliche Holzfiguren. Nur ein Tänzer konnte noch nicht still stehen. Er griff mit der Hand an seine blaue Jacke und zwinkerte Stefanie dabei zu. Dann warf er ihr einen kleinen Gegenstand zu. Er landete genau vor ihren Füßen. Stefanie bückte sich danach und hob ihn auf: Es war ein goldener Knopf, der im Mondlicht glänzte. Stefanie sah hinauf und wollte sich bedanken. Aber nun stand der Tänzer steif und unbeweglich. „Danke, Tänzer“, sagte sie leise und steckte den Knopf ein.

Am nächsten Tag stand Stefanie mit einer Gruppe am Marktplatz. Als die Uhr elfmal geschlagen hatte, begann der Tanz der Holzfiguren. Stefanie beobachtete sie diesmal ganz genau. Mit einem Fernglas, das ihr ein Reisender geliehen hatte, suchte sie die Tänzer ab. Einer von ihnen hatte ein verschmitztes Lächeln auf seinem hölzernen Gesicht. Stefanie sah sich seine blaue Jacke genau an. An einer Stelle fehlte der goldene Knopf. Genau in diesem Augenblick zwinkerte ihr der Tänzer zu – nur für einen winzigen Augenblick, aber Stefanie sah es. Da lächelte sie, griff in ihrer Tasche nach dem goldenen Knopf und drückte ihn. Und als niemand hinsah, warf sie dem Tänzer einen Handkuss zu.

2 Stefanie Stadtführerin und die Sternschnuppe

Wenn Stefanie Stadtführerin mit einer Nachtführung fertig ist, bleibt sie manchmal noch eine Weile am Marktplatz stehen. Das gefällt ihr, vor allem in Sommernächten, wenn die Luft lau ist und der Boden unter ihren Füßen noch warm ist von der Sonne des Tages.

In einer solchen Sommernacht stand Stefanie auf dem Marktplatz. Längst hatten sich die Gäste ihrer letzten Führung verabschiedet und saßen nun in irgendeinem Biergarten unter alten Kastanien oder schlürften ihren Wein in einem kühlen Weinkeller. Stefanie blickte in den nachtblauen Himmel. Über dem Rathaus mit seinen siebzehn goldenen Türmchen hing die silberne Mondsichel. Sterne funkelten wie kleine leuchtende Stecknadelköpfe. Da blitzte am Himmel ein kleiner, heller Punkt auf. Er zog einen langen, silbernen Schweif hinter sich her und raste an der Mondsichel vorbei. „Ach“, dachte Stefanie, „wenn mir doch einmal so eine Sternschnuppe vor die Füße fallen würde!“, und sie verfolgte die Sternschnuppe am Himmel mit ihren Augen. Die Sternschnuppe war gerade dabei, hinter dem Rathaus zu verschwinden, da machte sie plötzlich eine Kurve und sauste geradewegs auf den Marktplatz zu. Sie zog mit ihrem silbernen Schweif über die goldenen Türmchen des Rathauses hinweg und landete direkt vor Stefanie auf der Erde. Stefanie riss die Augen weit auf und starrte ungläubig auf die Sternschnuppe, die da vor ihren Füßen lag. Sie sah aus wie ein Kugelfisch mit vielen silbrigen Stacheln und Fäden. Auf dem Boden um sich herum verbreitete sie ein warmes Glimmen. Stefanie bückte sich und streckte die Hand vorsichtig nach ihr aus. Sie fühlte sich ein bisschen an wie Lamettapapier, nur wärmer. „Ich will zurück“, flüsterte es auf einmal. Stefanie drehte sich um. Aber da war niemand hinter ihr. Sie berührte die Sternschnuppe und ihre Hand begann zu glimmen – es tat nicht weh, sondern kitzelte nur ein bisschen. „Ich will zurück“, lispelte es da wieder. Stefanie sah auf die Sternschnuppe. Die Worte kamen von ihr. „Du armes Ding“, sagte sie und bekam Mitleid, „du bist vor meine Füße gefallen, weil ich es mir gewünscht habe. Aber jetzt willst du wieder zurück zu deinen Schwestern und Brüdern an den Himmel.“ Stefanie hob die Sternschnuppe auf, da fing sie selbst an zu glimmen. Bis in die Fußsohlen hinein kitzelte es. „Ich will versuchen, dir zu helfen“, sagte sie. Sie nahm die Sternschnuppe in die Hand. „Adieu, kleine Sternschnuppe“, sagte sie und warf sie mit aller Kraft in den Nachthimmel hinauf. Die Sternschnuppe startete nach oben und zog einen silbernen Schweif hinter sich her. Aber ihre Kraft reichte nicht aus.

Sie fiel zurück auf die Erde und landete mit einem leisen „Platsch“ im Brunnen. Schnell zog Stefanie sie heraus und wickelte sie in ihre dünne Wolljacke, die sie dabei hatte. Dann ging sie langsam und vorsichtig den steilen Weg zur Burg hinauf. Das Glimmen der Sternschnuppe drang durch die Jacke in ihrem Arm und erhellte den Weg mit einem warmen Licht. Oben im Burghof war alles dunkel. Von der Burgterrasse aus sah Stefanie die Lichter der Stadt unter sich liegen. Sie nahm die Sternschnuppe behutsam aus der Jacke. „Diesmal schaffst du es, kleine Sternschnuppe“, sagte sie. Dann ging sie an die Brüstung und warf das kugelige, silbrige Ding in weitem Bogen hinaus. Die Sternschnuppe schoss nach oben, dem Himmel entgegen. Diesmal kam sie schon ein ganzes Stück höher. Aber wieder reichte ihre Kraft nicht aus. Sie wurde langsamer und langsamer und fiel schließlich zurück, bis sie in ihrem Fall an der Zinne des Bergfrieds hängenblieb. Stefanie, die von unten hinaufblickte, konnte an der Brüstung etwas Glimmendes erkennen. „Wie soll ich sie nur wieder hinaufbekommen?“, seufzte sie. Zum Glück hatte sie als Stadtführerin einen Schlüssel für den Burgturm. Sie schob ihn ins Schloss und quietschend drehte sich die Tür in ihren Angeln. Stefanie stieg die hundertdreißig Stufen empor. Ein sanftes Glimmen erhellte ihren Weg. Als sie oben war, nahm sie die Sternschnuppe, die zwischen zwei Zinnen lag. „Ich will dir ja helfen, wieder nach Hause zu kommen“, sagte sie, „aber du musst mir sagen, wie.“ Es kitzelte in ihren Händen, aber sonst geschah nichts. „Dort hinauf musst du wieder“, sagte Stefanie und blickte zum Himmel. In diesem Moment erschien eine Sternschnuppe und sauste mit ihrem langen Silberschweif über den Himmel. „Ich möchte, dass die Sternschnuppe wieder an den Himmel kommt“, sagte Stefanie schnell. Das silbrige Ding in ihrer Hand glomm auf, dann spürte Stefanie einen leichten Druck und die Sternschnuppe hob langsam von ihrer Hand ab. „Adieu, kleine Sternschnuppe“, konnte sie gerade noch sagen, da stieg die Sternschnuppe hoch und zog einen Silberschweif hinter sich her. Hoch und immer höher stieg sie und immer kleiner wurde sie für Stefanies Augen. Schließlich war sie am Nachthimmel verschwunden. „Jetzt bist du wieder dort, wo du hingehörst“, sagte Stefanie froh, aber auch ein bisschen traurig. Sie guckte noch ein Weilchen hoch zum Himmel. Dann stieg sie langsam die hundertdreißig Stufen hinab und ging in die Stadt hinunter. Es war kein bisschen dunkel um sie herum. Die ganze Zeit war etwas Glimmendes vor ihr, das ihren Weg in ein warmes Licht tauchte.

3 Stefanie Stadtführerin und die Fledermäuse

Normalerweise führt Stefanie Stadtführerin die Menschen tagsüber durch die Stadt. Sie sollen das Rathaus mit den goldenen Türmchen sehen und die Kirchen und natürlich auch den großen Brunnen am Marktplatz, aus dem vier Wasserfontänen in hohem Bogen herausschießen. Aber zweimal im Monat beginnt sie ihre Führung erst abends, wenn die Sonne untergegangen ist. Sie steht am Marktplatz vor dem Brunnen, der längst aufgehört hat zu plätschern, und wartet, bis alle da sind.

Dann geht sie voraus, am Rathaus vorbei, dessen goldene Türmchen nur noch ganz matt schimmern, und durch die engen Gassen, wo es schon richtig düster ist. Bald gehen die Straßenlaternen an und erhellen mit ihrem Licht den Weg. Aber es gibt auch ganz dunkle Ecken, in die kein Lichtstrahl dringt.

Es war bei der ersten Nachtführung im neuen Jahr (sie findet immer erst im Frühjahr statt, wenn die Nächte nicht mehr so kalt sind): Stefanie ging mit ihrer Gruppe an der alten Stadtmauer entlang. „Hier sehen Sie, wie die Menschen damals auf die Stadtmauer hinauf kamen“, sagte sie und zeigte auf den hölzernen Treppenaufgang. „Wir gehen nun weiter zur ...“, wollte sie gerade sagen, da schwirrten aus einem dunklen Eck unter dem Treppenaufgang einige kleine Vögel hervor. Sie kreisten um Stefanies Kopf herum, dass ihr bald schwindlig wurde, dann umkreisten sie die ganze Gruppe dreimal und verschwanden schließlich in der Gasse, aus der Stefanie mit ihren Gästen gekommen war. „Was waren das für seltsame Vögel eben?“, fragte Stefanie noch ganz verwirrt. „Das waren überhaupt keine Vögel“, bemerkte eine ältere Dame mit einer kleinen Brille auf ihrer spitzen Nase, „das waren Fledermäuse.“ Und da sie eine pensionierte Lehrerin der städtischen Schule war, glaubten ihr alle sofort. Warum die Fledermäuse die Gruppe erschreckt hatten, wusste aber auch die alte Oberlehrerin nicht zu sagen.

Von diesem Abend an wurde Stefanie Stadtführerin bei jeder Nachtführung von den Fledermäusen gestört. Wie kleine schnelle Flugzeuge schossen sie aus dem dunklen Eck unter der Stadtmauer hervor und erschreckten die Stadtführerin und ihre Gruppen. Stefanie wäre deshalb gern einen anderen Weg gegangen, aber es war der einzige Weg zur alten Burg. So musste sie jedes Mal an den Fledermäusen vorbei. Als sich Stefanie von ihrem ersten Schreck erholt hatte, probierte sie es mit gutem Zureden: "Liebe Fledermäuse", sagte sie, "seid doch so nett und lasst uns durch, ohne uns zu erschrecken." Aber anscheinend verstanden die Fledermäuse ihre Sprache nicht oder sie wollten nicht, denn sie schossen aus ihrem Versteck hervor wie zuvor, so dass eine Frau fast ohnmächtig wurde vor Schreck. Bei der nächsten Führung schimpfte Stefanie die Fledermäuse mächtig aus: "Was fällt euch ein, meine Gäste so zu erschrecken! Ihr solltet euch schämen!" Als Antwort umschwirrten die Fledermäuse ihren Kopf diesmal fünfmal statt dreimal, bevor sie über die restliche Gruppe herfielen.

Da wusste Stefanie sich keinen Rat mehr. Aber zum Glück war in einer der nächsten Gruppen ein alter Mann, der in einer anderen Stadt Turmwächter war und in Stefanies Stadt auf Urlaub war. Er kannte sich mit Fledermäusen sehr gut aus. "Du musst mit den Tieren freundlich reden.", sagte der alte Turmwächter, "mich haben Fledermäuse einmal einen ganzen Sommer nicht schlafen lassen, weil sie immer vor meinem Turmfenster hin- und herflogen. Als ich gar nicht mehr weiter wusste, habe ich das Fenster einfach aufgemacht und ihnen eine Geschichte erzählt. Und auf einmal waren sie friedlich."

Stefanie nahm sich seinen Rat zu Herzen. In der nächsten Nacht schlich sie - diesmal ohne Gruppe - zur Stadtmauer, wo die Fledermäuse unter der Treppe hingen. Sie stellte sich hin und begann mit leiser Stimme zu erzählen: "Es war einmal eine kleine Fledermauskolonie, die unter dem Treppenaufgang einer alten Stadtmauer wohnte ..." und sie erzählte und erzählte den Fledermäusen so lange, bis sie dabei einschliefen.

So macht Stefanie es seitdem immer. Bevor sie mit ihrer Gruppe zur Stadtmauer geht, müssen die Gäste in der dunklen Gasse ein paar Minuten warten. Dann geht Stefanie voraus und erzählt den Fledermäusen eine Geschichte. Seitdem gibt es keine Probleme mehr, außer dass Stefanie eines Tages vielleicht die Geschichten ausgehen. Wenn jemand zufällig vorbeikäme und Stefanie Stadtführerin sähe, wie sie der dunklen Stadtmauer Geschichten erzählt, der könnte fast denken, sie sei nicht ganz richtig im Kopf. Er weiß eben nichts von den Fledermäusen.

Geschichten von Peter Postbote

1 Peter Postbote und der Eber

Der Landpostbote war drei Wochen im Sommerurlaub und Peter Postbote musste ihn vertreten. So fuhr er drei Wochen lang jeden Morgen mit seinem Fahrrad und der prallgefüllten Tasche mit den Briefen hinaus auf die Dörfer. Golden stand der Weizen auf den Feldern, Lerchen zwitscherten hoch in der Luft und der Duft von gemähtem Gras stieg Peter in die Nase. Die Menschen auf den Dörfern waren sehr nett. Schon nach zwei Tagen kannten sie seinen Namen und die Kinder winkten ihm zu, wenn er zwischen den Bauernhöfen hindurchfuhr.

Eines Tages hatte Peter Postbote einen Brief für die Familie Landmann. Als er mit seinem Fahrrad in den Hof einbiegen wollte, verspernte ihm ein kniehohes Eisengitter den Weg, so dass er ordentlich bremsen musste. Der Hof hinter der Absperrung war leer. Peter lehnte sein Fahrrad an eine junge Birke, nahm die Tasche vom Gepäckträger und stieg über die Absperrung. Er war gerade auf halbem Weg zum Haus, da hörte er lautes Grunzen und Quieken. Hinter dem Stall kamen mehrere Schweine hervor. Allen voraus walzte - geradewegs auf ihn zu - ein dicker Eber mit groben, grauen Borsten und gefährlich spitz aussehenden Fangzähnen. Peter fiel das Herz in die Hosen. Vor Schreck ließ er die schwere Tasche mit den Briefen fallen, machte zwei, drei Sprünge wie ein Geißbock und landete - hoppladihopp - auf der anderen Seite der Absperrung. Da saß er nun, ganz außer Atem.

Inzwischen hatte sich der Eber über die Tasche hergemacht, die beim Fallen aufgegangen war. Er stand davor, schnüffelte laut grunzend mit seinem Rüssel zwischen den Briefen

herum, auf der Suche nach etwas Fressbarem. "Mein Vesperbrot", fiel es Peter ein, "hoffentlich frisst er mein Brot und nicht die Briefe!" Im selben Augenblick zog der Eber das Vesperbrot heraus und schluckte es kurzerhand hinunter - mitsamt dem Butterbrotpapier, in das es eingewickelt war. Dann zog der Eber seinen Borstenkopf aus der Tasche zurück, trat dabei aber in den Umhängegurt hinein. Noch ein Schritt zurück, und die Tasche hing um seinen Hals. Überrascht scharrte der Eber mit den Vorderfüßen und versuchte, das seltsame Ding um seinen Hals abzuschlenkern. Es ging nicht. Er schleuderte seinen Kopf nach links und nach rechts. Die Tasche wurde mitgeschlenkert, kehrte mit Schwung zurück und traf den Schweinerüssel. Der Eber brüllte laut auf, vollführte einen Luftsprung und rannte in vollem Lauf auf das niedrige Absperrgitter zu. Peter Postbote konnte sich gerade noch durch einen Sprung retten, da waltzte der Eber schon das Gitter nieder und galoppierte kopflos die Dorfstraße hinab, die Tasche wild um den Hals schlenkernd.

In diesem Augenblick kam der alte Bauer Landmann hinter der Scheune hervor, in der Hand einen Treiberstecken. Als er das umgestürzte Gatter sah und dann das blasse Gesicht von Peter Postbote, wurde ihm schnell klar, was passiert war. "So ein Lump!", schrie er und fuchtelte mit seinem Stecken in der Luft herum. "Na warte, Freundchen, dich kauf' ich mir." Mit diesen Worten marschierte er los, dem entflohenen Eber nach, und schwang drohend den Treiberstecken.

Der alte Bauer brauchte eine ganze Stunde, um den erschreckten Eber aufzuspüren. Schließlich fand er ihn am Dorfteich, wo er gerade seinen Durst löschte. Er brauchte nur die Hand ausstrecken und den Umhängegurt greifen, da hatte er ihn an der Leine. Der Eber wiederum war froh, seinen Bauern zu sehen, und trottete brav wie ein Schoßhündchen neben ihm zurück zum Hof. Die Briefe waren bei der halsbrecherischen Flucht natürlich herausgefallen und lagen im ganzen Dorf verstreut. Aber alle Leute halfen mit, sie aufzuheben und an die richtige Adresse zu bringen. Immerhin hatten sie sich köstlich amüsiert, als der arme Eber mit der Tasche von Peter Postbote um den Hals durchs Dorf galoppiert war. "Schaut mal", riefen die Leute auf der Straße, "jetzt schicken sie uns schon wieder eine Vertretung für unseren Briefträger. So ein armes Schwein." Und sie klatschten sich auf die Schenkel und johlten vor Vergnügen. Und als der richtige Postbote nach drei Wochen Urlaub wieder seinen Dienst antrat, musste er sich tausendmal die Geschichte von seinem Vertreter anhören, diesem "saumäßigen" Briefträger. Auch Peter Postbote hat noch lange an diesen Tag gedacht. Und seine Tasche riecht bis heute nach Schwein. Aber schließlich ist es ja auch eine schweinslederne Tasche.

2 Peter Postbote und der Roboter

Professor Clemens Winkelsporn ist Erfinder und wohnt in einer alten Fabrikhalle. Die seltsamsten Maschinen stehen da herum: ein kleiner Kran, der Federbetten anhebt, ausschüttelt und zusammenlegt; eine Maschine aus Holz mit vielen Drähten und elektrischen Leitungen: wenn man vorne ein Heft mit Rechenaufgaben hineinschiebt, kommen hinten fein säuberlich wie von Hand geschrieben die fertigen Hausaufgaben heraus; eine Maschine, die einem den Hals wäscht, die Zähne putzt und die Haare bürstet, Männer rasiert und bei Frauen Parfüm verspritzt - und das alles gleichzeitig. Wenn Peter Postbote vorbeikommt, guckt er immer erst einmal durch das große Hallenfenster, ob Professor Winkelsporn wieder etwas Neues gebaut hat.

An einem Montagmorgen hatte Peter ein ziemlich schweres Paket bei dem Professor abzugeben. Er schleppte es in die Halle hinein. Der Professor, der gerade über Plänen saß, sprang auf: "Woher kommt das Paket?" Peter schaute auf die Adresse. "Amerika" stand da. "Wunderbar!", jauchzte der Erfinder, "auf den warte ich schon lange." Er sah sich das Paket ein bisschen ungläubig an. "Aber das Paket scheint mir zu klein, als dass er drin sein könnte." "Wer ist ER?", fragte Peter Postbote neugierig. "Ich will es dir zeigen", sagte der Professor und löste Schnur und Verpackung. Unter dickem Schaumstoff lag ein Arm - aus Metall." "Was ist das?", fragte Peter, noch neugieriger als zuvor. "Ich dachte mir, dass er nicht am Stück kommt", sagte der Professor mehr zu sich selbst als zu Peter. "Wahrscheinlich kommt er in mehreren Sendungen." Er seufzte andächtig. "Er wird wundervoll." Peter merkte, dass es keinen Zweck hatte, den Professor heute nochmals zu fragen, und ging seiner Wege.

Am nächsten Tag brachte Peter wieder ein Paket für Professor Winkelsporn, genauso groß und schwer wie tags zuvor. Darin lag ein zweiter Arm - wieder aus Metall. Am dritten Tag kam ein Paket, das länger und schwerer war. Es war ein Bein - aus Metall. Das Paket am vierten Tag enthielt das zweite Bein. Langsam ahnte Peter, was der Professor geplant hatte und was in Amerika für ihn gebaut worden war. Das fünfte Paket war wieder etwas kürzer, dafür aber mit Abstand das schwerste. Peter Postbote musste es mit dem Auto bringen und gemeinsam wuchteten sie es in die Fabrikhalle. Es war der Rumpf - ebenfalls aus Metall. Da, wo Menschen den Nabel haben, war eine kleine Klappe. Der Professor öffnete sie. Zwei Reihen Tasten, Schalter und Lämpchen kamen zum Vorschein. "Es stimmt alles so, wie ich es geplant habe", flüsterte er ergriffen. Das sechste Paket kam am Samstagmorgen und war klein und leicht. Peter Postbote wusste, was darin war, noch bevor Professor Winkelsporn es geöffnet hatte: ein Kopf aus Metall. "Jetzt ist alles da!", rief der Professor aus und vollführte einen Luftsprung. "Wir machen gleich einen Test. Du musst unbedingt zusehen, wie er läuft." Und er zog Peter am Ärmel in die Halle. Da stand eine Gestalt aus Metall und glänzte. Das heißt: der Kopf fehlte noch. "Mein Roboter", flüsterte der Professor, "jetzt bist du gleich fertig", und schraubte den Kopf auf den Rumpf. Die Klappaugen öffneten sich und die Pupillen drehten sich dreimal im Kreis herum, dass Peter ganz schwindlig wurde. Die Arme fuhren in die Höhe, das linke Bein hob sich, dann das rechte. "Es kann losgehen", sagte der Professor und drehte sich zu Peter um. "Was soll er als erstes machen?", fragte er. "Er ist ein Haushaltsroboter." "Wenn er für den Haushalt bestimmt ist," überlegte Peter Postbote, "dann soll er als erstes Geschirr abwaschen und dann Rasen mähen." "Geht in Ordnung, das ist ein Klacks für ihn", sagte der Professor stolz, öffnete die Klappe am Bauch und drückte ein paar Tasten. Er hatte die Klappe noch nicht richtig geschlossen, da setzte sich der Roboter mit einem Ruck in Bewegung und ratsch-ratsch klapperte er zum Spülbecken hin. Dort drehte er den Wasserhahn auf, goss Spülmittel dazu, griff sich den ersten Teller und fing an, ihn mit einer Bürste zu reinigen. Der Professor vollführte einen Indianertanz. "Er funktioniert", schrie er mit schriller Stimme. Im selben Moment lief ein Zittern durch den Roboter. Sein linker Arm, der gerade einen Teller hielt, blieb auf halber Höhe stehen; die Finger lockerten sich - mit einem Krachen fiel der Teller auf den Boden. Der Roboter drehte sich um, ohne mit der Wimper zu zucken (hatte er überhaupt welche?), ging zwei Schritte rückwärts und griff nach dem Rasenmäher. Eins, zwei, drei - ehe der Professor begriffen hatte, was los war, hatte er den Rasenmäher gestartet, auf die Spüle gesetzt und fuhr mit ihm kreuz und quer über das Geschirr. Mit ohrenbetäubendem Krachen zersplitterten Teller, Tassen und Schüsseln. "Um Himmels willen - stopp!", schrie der Professor und stürzte sich auf den Roboter. Er versuchte, die Klappe zu öffnen, aber es ging nicht, weil der Roboter seinen Bauch gegen die Spüle drückte. Ohnmächtig mussten beide, der Professor und Peter Postbote, mit ansehen und anhören, wie der Roboter das ganze Geschirr mähte. Erst als er sich nach getaner Arbeit umdrehte, konnte ihn der Professor mit einem schnellen Griff in den Bauch abschalten. "Wir geben ihm noch eine Chance", sagte der Professor, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hatte. Peter war noch ganz bleich. "Ob das gut geht?", flüsterte er. Dieser Roboter war ihm nicht ganz geheuer. "Er soll Wäsche aufhängen und kochen", sagte der Professor, "das sind Dinge, die man nur im Haus macht. Damit kommt er sicher besser zurecht." Er programmierte den Roboter und der setzte sich wieder brav in Bewegung. Mit ungelinkten, quietschenden Schritten wackelte er zu einem Wäschekorb, legte sich vier nasse Hemden des Professors über den Arm und hängte das erste an die Leine, die in der Halle gespannt war. Da kitzelte es Peter auf einmal in der Nase und er musste fürchterlich niesen. Der Roboter erstarrte mitten in der Bewegung. Dann machte er kehrt - "Nein!", schrie der Professor - und ging mit raschen Schritten auf den Herd zu. Ehe Professor Winkelsporn dazwischen gehen konnte, hatte er die Hemden schon in einen Topf voll Wasser gestopft und fing an sie mit einem Kochlöffel umzurühren. Diesmal war der Professor klüger. Er stieß einen kurzen, schrillen Schrei aus. Der Roboter erstarrte, drehte sich um und kam auf ihn zu. So konnte der Professor nach vorn springen und den Ausschaltknopf am Bauch drücken. Der Roboter stand still. Der Professor seufzte. "Irgendetwas stimmt noch nicht mit ihm. Anscheinend mag er laute, schrille Töne nicht. Aber so im großen und ganzen bin ich fürs erste mit Oskar doch ganz zufrieden." "Oskar?", fragte Peter Postbote, der aus dem Staunen nicht mehr herauskam. "So heißt mein Roboter", fügte der Professor hinzu und streichelte ihm über den Kopf.

Peter Postbote hat an diesem Tag noch öfter über Oskar kichern müssen. Ein Roboter, der mit dem Rasenmäher über das Geschirr geht und das Wort "Kochwäsche" wörtlich nimmt, ist wirklich etwas Lustiges.

3 Peter Postbote und das leere Päckchen

Die Frau Semmelmoser wohnt in einem kleinen Häuschen, das von sieben Fichten umgeben ist. Sie kommt eigentlich von anderswoher und spricht manche Wörter mit einem rollenden "R". Und statt "Guten Tag" sagt sie "Grüß Gott".

Einmal brachte Peter Postbote ein Päckchen für sie. "Beeilen's sich, 's gibt heut' noch RRRegen", sagte Frau Semmelmoser, und Peter fuhr mit seinem Rad schnell weiter. Als er am nächsten Tag wieder am Haus von Frau Semmelmoser vorbeikam, winkte sie. "Peter Postbote", rief sie, "in dem Päckchen von gestern war gar nichts drin." Peter blieb stehen. "Nichts drin? Ist es unterwegs vielleicht herausgefallen? Das passiert manchmal, wenn das Päckchen auf dem Transport beschädigt wird." "Nein, es war ganz unversehrt, als ich es bekommen habe." "Das ist aber seltsam", sagte Peter, "unversehrt und trotzdem leer?" "Naja", sagte Frau Semmelmoser, "so ganz leer war es auch wieder nicht." "Was soll das nun wieder heißen?", fragte Peter. "War es nun leer oder war etwas drin?" Frau Semmelmoser schaute ihn hilfesuchend an. "Ich hole es am besten." Sie ging ins Haus zurück und kam mit dem Päckchen zurück. Sie öffnete den Deckel. Das Päckchen war leer - bis auf eine kleine, durchsichtige Tüte aus Plastik. Sie war prall mit Luft gefüllt und mit einem roten Gummi verschlossen. "Das ist wirklich seltsam", sagte Peter Postbote. "Wer sollte mir eine Tüte voll Luft schicken?", sagte Frau Semmelmoser. "Das ist wirklich seltsam", sagte Peter Postbote zum zweiten Mal und rieb mit der Hand an seiner Mütze (was er immer tat, wenn er unsicher war). "Haben Sie die Tüte schon aufgemacht?", fragte er. "Ehrlich gesagt, ich habe mich nicht getraut", sagte Frau Semmelmoser. "Aber wenn Sie da sind ... vielleicht würden Sie ...?" Peter nickte. "Ich glaube nicht, dass etwas Schlimmes in der Tüte ist", sagte er und löste vorsichtig den Gummi. Er zog den zusammengeknüllten Hals der Tüte ein wenig auseinander und fächelte sich etwas Luft zu. "Giftig riecht es auf jeden Fall nicht", sagte er zu Frau Semmelmoser, die zwei Schritte zur Seite getreten war und nun halb ängstlich, halb neugierig zu ihm guckte. "Es riecht ...", sagte Peter Postbote, "... es riecht - ach, es erinnert mich an irgendetwas, aber ich weiß im Moment nicht, woran. Am besten riechen Sie selber mal daran."

Frau Semmelmoser machte zwei vorsichtige Schritte auf die Tüte zu, beugte sich nach vorn und sog etwas Luft ein. Sie guckte ein bisschen ungläubig, atmete nochmals Luft ein. Sie sah sehr erstaunt aus. "Das kann doch nicht wahr sein. Das riecht wie bei mir zuhause, da, wo ich herkomme." Peter Postbote schaute sie erwartungsvoll an. "Ich rieche die Kühe im Stall," - ihre Augen leuchteten - "das frisch gemähte Gras auf der Almwiese, die duftende Butter in der Almhütte ..." Frau Semmelmosers Stimme zitterte. "Ich rieche die klare Luft vom Berg her, die blühenden Enziane vor der Hütte ..." Dicke Tränen kullerten über ihre Backen. "Heute sind es fünfzig Jahre, dass ich von daheim fort bin", sagte sie und wischte sich eine Träne ab. "Und jetzt ist mir, als wäre ich wieder dort und alles ist so, wie es früher war." Peter Postbote hörte andächtig zu. Frau Semmelmoser beugte sich wieder über die Tüte. Beide waren still. "Da ist noch mehr drin", flüsterte sie. "Jetzt rieche ich die Alpenveilchen, die mir meine Mutter immer ins Zimmer gestellt hat. Und die Tabakspfeife, die mein Opa abends draußen auf der Bank geraucht hat." Ihr Blick war ganz verklärt. Peter Postbote wollte sie nicht stören und ging leise davon.

Die Frau Semmelmoser hat nie erfahren, wer ihr das Päckchen geschickt hat. Auf dem Poststempel stand der Name ihres Heimatortes, doch der Absender fehlte. Aber das ist auch nicht wichtig. Viel wichtiger ist, dass sie das Päckchen hat. Wie ihren Augapfel hütet sie die Tüte. Und wenn ihr danach ist, löst sie vorsichtig den Gummi und atmet eine Prise Heimatluft ein. Dann wird ihr schwer und leicht zugleich.

1 Felicitas Glücksfee zieht in die Welt hinaus

In einem Häuschen am Waldesrand wohnte die Fee Felicitas. Morgens, wenn die Sonne aufgeht, zog sie die weißen Spitzenvorhänge vor ihrem Feenbett auf, setzte ihren blauen Feenhut mit den goldenen Sternen auf und machte in der Küche Feuer. Dann ging sie mit einem Eimer zum Brunnen, der vor dem Haus steht, und holte Wasser für den Tee. Wenn alles fertig war, setzte sie sich mit einer dickbauchigen Teetasse auf die blaugestrichene Bank vor dem Haus. Sie schloss die Augen, ließ sich die Morgensonne ins Gesicht scheinen, hörte dem Gesang der Vögel zu und stopfte sich die Backen voll mit selbstgebackenem Brot. Wenn sie ihre Teetasse zum dritten Mal geleert hatte, ging sie ins Haus und holte unter ihrem Kopfkissen ein großes, dickes Buch hervor.

Es war ein uraltes Feenbuch mit einem verstaubten blauen Rindsledereinband, das sie vor langer Zeit in einer Holzkiste auf dem Dachboden gefunden hatte. Darin waren die besten Feensprüche geschrieben, die ihre Großmutter, Urgroßmutter und Urgroßmutter von ihren Großmüttern gelernt hatten. Manche Seiten waren mit großen, schmalen Buchstaben beschrieben, andere mit kleinen, breiten Buchstaben, so dass Felicitas beim Lesen ordentlich aufpassen musste. Eine ihrer Großmütter hatte jedoch mit einer solchen Sauklaue geschrieben, dass Felicitas manches mehr erraten musste. Außerdem, das muss gerechterweise hinzugefügt werden, las sie oft holterdipolter und ging husch-husch über die Zeilen hinweg. Wenn sie sich dann die wichtigsten Feensprüche immer und immer wieder hersagte, ließ sie hier und dort einen Buchstaben weg oder sagte ein Wort zuviel, so dass der Spruch nicht ganz stimmte. Einmal wollte Felicitas einen fliegenden Fisch zurück ins Wasser zaubern. Der Spruch dafür stimmte nicht ganz und so landete der fliegende Fisch in ihrem Kamin statt im Waldteich. Aber das war nicht so schlimm, denn Felicitas brauchte im Feenbuch nur nach dem Gegensatz zu suchen. So kam der fliegende Fisch, der kein geräucherter Fisch im Kamin werden wollte, doch wieder zurück in seinen Teich.

Eines Tages versuchte Felicitas, ein blaues Tuch verschwinden zu lassen. Sie hatte das blaue Feenbuch aufgeschlagen auf ihren Knien liegen. Leise las sie den Spruch, mit dem man blaue Tücher wegzaubern konnte: „Blaues Tuch, heb dich fort, geh an einen andern Ort.“ Als sie sich den Spruch siebenmal leise vorgesagt hatte (nicht laut, denn sonst wirkte er schon), klappte sie das Feenbuch zu. Laut sprach sie auswendig die gelernten Worte. Im nächsten Augenblick war ... das Feenbuch von ihren Knien verschwunden! Das blaue Tuch hielt sie immer noch in der Hand! Da merkte sie, was für einen schlimmen Fehler sie gemacht hatte. Sie hatte aus Versehen gesagt: „Blaues **Buch**, heb dich fort, geh an einen andern Ort.“ Weil nun aber das Feenbuch verschwunden war, konnte sie diesmal nicht den passenden Gegensatz finden, der das Buch wieder zurückgebracht hätte.

So kam es, dass Felicitas am nächsten Morgen ihrem Häuschen am Waldesrand Lebewohl sagte und in die Welt hinauszog. Denn wenn sie kein Feenbuch mehr besaß, konnte sie an diesem Ort auch nichts mehr lernen. Sie rückte ihren blauen Feenhut mit den goldenen Sternen zurecht, winkte dem Hasen auf der Wiese und dem Rehkitz am Waldesrand und machte sich auf den Weg.

Wenn sie gewusst hätte, dass sie das Feenbuch nur zurück in die Holzkiste auf dem Dachboden gezaubert hatte, wäre sie sicherlich in ihrem Häuschen geblieben. Aber auf diesen Gedanken kam sie nicht. Und das war auch gut so. Denn sonst hätte sie niemals all die lustigen Dinge erlebt, die in der Welt auf sie warteten.

2 Felicitas Glücksfee und die Kinder

Auf ihrer Wanderung in die weite Welt kam Felicitas Glücksfee eines Tages in ein Dorf, wo viele Kinder wohnten. Als sie fröhlich die Dorfstraße entlangschritt, standen Jungen und Mädchen auf dem Gehweg oder saßen vor den Häusern. "So viele Kinder", dachte Felicitas, "die können sicher wunderbar miteinander spielen." Doch anscheinend konnten die Kinder das nicht. Einige guckten mürrisch vor sich hin, andere schoben lustlos Kieselsteine von einer Hand in die andere.

"Warum spielt ihr nicht miteinander?" fragte Felicitas Glücksfee die Kinder. "Es ist so langweilig hier", sagte ein Kind. "Jedes Spiel haben wir schon tausendmal gespielt. Wir haben

einfach keine neuen Ideen mehr." Das leuchtete Felicitas ein. Sie beschloss, den Kindern ein bisschen zu helfen. Und als sie sah, wie sie die Kieselsteine zwischen den Fingern drehten, kam ihr eine Idee. Leise murmelte sie einen Feenspruch vor sich hin: "Kinder müssen spielen, Kinder müssen fühlen." "Was ist das?!", rief da plötzlich ein Kind und streckte beide Hände von sich: "Lass sehen, was hast du da?", riefen die anderen und reckten ihre Hälsen. Etwas Kleines, Flaumiges, Wuschliges, Gelbes mit einem winzigen Schnabel regte sich in der hohlen Kinderhand. "Es ist ein Küken", sagte das Kind ungläubig. "Aber ich hatte doch eben noch einen Kieselstein in der Hand!" "Willst du uns zum Narren halten?", riefen die anderen und wandten sich ab. Da flüsterte Felicitas Glücksfee noch einmal ihren Feenspruch. Auf einmal regte es sich in allen Kinderhänden. War das ein "Oh" und "Ah" bei den Kindern! Und kaum war das erste Küken einem Kind von der Hand gehüpft, ging das Spiel los. Die Küken sausten in den Gärten und auf den Wegen hin und her und die Kinder versuchten sie zu fangen, so gut es ging. Aber meistens waren die Küken schneller und die Kinder kamen ordentlich aus der Puste.

Als sie so eine Weile lang ihren Spaß gehabt hatten, murmelte Felicitas Glücksfee einen neuen Spruch: "Kinder müssen kriechen, Kinder müssen riechen." Und mitten im Spiel verwandelten sich die rasenden Flaumwuschel in schwarzgestreifte Ferkel. Quiekend und grunzend rannten sie den Kindern zwischen den Beinen hindurch. "Guckt mal, was das ist! Sind die nicht süß?!", kreischten die Kinder und waren außer sich vor Begeisterung. Auf allen vieren krochen sie den Ferkeln hinterher, die meist schneller waren als sie. Schließlich ließ sich ein Kind nach dem anderen völlig außer Atem ins Gras fallen. Felicitas Glücksfee fand, dass es nun Zeit war für ein ruhigeres Spiel. Sie flüsterte ihren dritten Feenspruch an diesem Tag (drei Sprüche hatte sie pro Tag frei). "Kinder müssen reiten, Spaß dabei verbreiten." Und auf einmal standen in den Gärten statt der Ferkel eine Menge kleiner, brauner struppiger Esel. Erwartungsvoll spitzten sie ihre lustigen langen Ohren. "Jaaaaaaa!" schrien die Kinder wie aus einem Munde. Sofort hatten sie alle Müdigkeit vergessen und waren wieder auf den Beinen. Jedes Kind suchte sich einen Esel aus und tatsächlich: jedes fand einen. Bald klapperten viele kleine Hufe die Dorfstraße hinauf und hinab, hinaus auf die Felder, einmal ums Dorf herum und über die Landstraße wieder herein. Da schickte die Sonne ihre letzten Strahlen über die Felder. "Ihr müsst heim", sagte Felicitas Glücksfee zu den Kindern. "Was, jetzt schon?" riefen sie enttäuscht. Kein Kind hatte gemerkt, dass die Zeit wie im Flug vergangen war. "Felicitas Glücksfee, müssen wir wirklich schon aufhören?"

"Ich will ihnen noch etwas Leckeres mit nach Hause geben", sagte sich Felicitas Glücksfee. Sie rieb sich angestrengt die Nase, um auf den Spruch zu kommen, mit dem man Schokoküsse herbeizaubern konnte. "Kinder müssen schlecken, Schokolade schme... " - "Mist!", rief da eines der Kinder, "seht mal, mein Esel hat einen Mistbollen fallen lassen." So kam es, dass der Feenspruch danebging - vielleicht lag es auch daran, dass es schon der vierte an diesem Tag war, aber wer kann das schon genau sagen? Jedenfalls lagen statt der Schokoküsse Eselsmistbollen vor den Häusern. Den Kindern war es ziemlich egal, sie hatten einen schönen Tag gehabt.

Den ganzen Sommer lang haben die Kinder an Felicitas Glücksfee gedacht. Denn aus jedem Mistbollen ist vor jedem Haus eine wunderschöne Blume gewachsen, eine ganz neue, prächtige Art, die niemand kannte. "Feenstolz" nannten sie die Kinder. Felicitas Glücksfee wäre stolz gewesen, wenn sie davon erfahren hätte.

3 Felicitas Glücksfee und das Lachen

Es war ein nebliger, kühler Novembermorgen in der großen Stadt, als Felicitas Glücksfee in der Straßenbahn saß. Regentropfen liefen am Fenster herunter und die Menschen im Wagen guckten verdrießlich vor sich hin. Einige trauerten dem goldenen Oktober nach, der vorbei war, andere ihrem Urlaub am Meer, der auch vorbei war, und andere ärgerten sich einfach darüber, dass sie beim Warten an der Haltestelle nass geworden waren. Als Felicitas eine Weile in die missmutigen Gesichter und nach unten gezogenen Mundwinkel gesehen hatte, sagte sie sich: Ich muss etwas tun, dachte sie, bevor ich selbst noch schlechte Laune kriege. Sie strich in Gedanken mit dem Finger um ihren Feenhut (den sie gar nicht aufhatte, weil sie nicht erkannt werden wollte). Nach dem siebten Mal war ihr der richtige Feenspruch

eingefallen und sie murmelte ihn leise vor sich hin: „Her, roter Clownmund, Lachen ist gesund.“ Sie hatte kaum ausgesprochen, da begann die alte Frau neben ihr zu kichern und zu prusten: „Hi, hi, hi, ist das komisch“, rief sie aus und deutete auf einen Mann mit grauem Anzug und schwarzem Aktenkoffer, der ihr gegenüber saß. „Sie sehen ja aus wie ein Clown!“ Der Mann, der einen teuren grauen Anzug trug und einen schwarzen Aktenkoffer auf den Knien hatte, blickte wütend auf: „Erlauben Sie mal, was fällt Ihnen ein?!“ Aber als er der alten Frau ins Gesicht sah, fing er plötzlich selbst an zu lachen. Ihr Mund war mit dicker roter und weißer Farbe ummalt. „Ha, ha, ha, Sie wollen sich über mich lustig machen? Dabei sehen Sie doch genauso aus!“ Ein Mädchen mit schwarzem Zopf und Schulranzen neben ihm schüttelte sich vor Lachen. „Das muss ich meiner Freundin erzählen“, rief sie und guckte erst die weißhaarige Frau mit dem Clownmund an, dann den Mann neben ihr, dessen Gesicht ebenfalls ein riesiger Clownmund zierte. Nun lachten die alte Frau und der Mann beide: „Schau dich doch mal selber im Spiegel an! Hi, hi, hi – das ist ja zum Schießen komisch!“ Und so ging es weiter, bis der ganze Straßenbahnwagen vor Lachen nur noch über die Schienen hopste.

An der übernächsten Station stiegen Felicitas und der Mann mit dem Clowngesicht aus. Er betrat ein Hochhaus und fuhr mit dem Aufzug ins Büro. Als er aus dem Aufzug kam, begegnete ihm sein Chef und schnauzte ihn an: „Was fällt Ihnen ein, in dieser Bemalung zur Arbeit zu kommen?! Sie sind fristlos entlassen!“ Aber der Mann im grauen Anzug ließ seinen schwarzen Aktenkoffer fallen und ging vor Lachen in die Knie: „Das ..., das kann doch nicht wahr sein“, kreischte er, „ist heute denn Fasching?! Sie sehen so ulkig aus!“ Und er zog seinen Chef, der sich wehrte, am Ärmel in die nächste Toilette vor einen Spiegel. Als der wütende Chef seinen roten Clownmund im Spiegel sah, hellte sich seine Miene schlagartig auf und er begann zu prusten und zu schnaufen und schlug sich auf die Schenkel vor Lachen. Als die beiden Arm in Arm aus der Toilette kamen, ging gerade eine Putzfrau mit Eimer und Lappen vorbei. Sie blieb wie angewurzelt stehen, hielt sich die Hand vor den Mund und begann zu kichern, bis ihr Gesicht puterrot war. „Hi, hi, hi, also so was, also so was ...!“ Sie ging weiter und traf im nächsten Raum eine andere Putzfrau, die gerade den Boden absaugte. „Stell dir nur vor“, sagte sie, „was ich gerade gesehen habe!“ Ihre Kollegin sah auf und blickte geradewegs in ein rot-weiß-umrandetes Clowngesicht. Der Staubsauger fiel ihr aus der Hand und saugte einen ganzen Stapel Papier ein, der auf dem Boden lag, während sie sich den Bauch hielt vor Lachen. „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr“, rief sie. Da kam eine Frau in einem grauen Kostüm und gelbem Halstuch herein. Als sie das letzte Blatt Papier im Staubsauger verschwinden sah, fing sie an zu kreischen: „Was machen Sie da mit meinen Papieren?“ Zornig blickte sie in zwei Clowngesichter. „Ist hier denn plötzlich Fasching? Was soll dieses alberne Getue?“ Die erste Putzfrau nahm einen kleinen Spiegel vom Schreibtisch und hielt ihn der wütenden Frau vor: Ein wütendes Clowngesicht sah sie an. Da zogen sich ihre Mundwinkel schnell nach oben und auch sie musste lachen, bis ihr die Tränen über die weiße und rote Farbe liefen.

Felicitas Glücksfee stand auf dem Gehweg gegenüber und betrachtete das Hochhaus, als das dritte Stockwerk plötzlich anfang zu beben. Bald darauf erbebt auch das zweite und das vierte Stockwerk und wenig später sah es aus, als hüpfte das ganze Hochhaus ein ganz klein bisschen auf und ab. Und bis zum Abend dröhnte es in der ganzen Stadt vom Lachen der vielen, vielen Clowngesichter. Ein Clowngesicht war darunter, das lächelte still und vergnügt vor sich hin, und dieses Clowngesicht gehörte Felicitas Glücksfee.

Geschichten von Kalli Kaminfeger

1 Kalli Kaminfeger zieht um

Sieben Jahre wohnte Kalli Kaminfeger in einem alten Haus aus rotem Backstein. Im Winter regnete es durch das Dach und der Wind blies durch Fenster und Türen, so dass Kalli mit Hut und Schal schlafen musste. Wenn eine Tür zuschlug, fiel der Putz von der Wand, und die Toilette war ein Plumpsklo unten im Hof. Eines Tages kam Kalli von der Arbeit nach Hause. Vor der Wohnungstür lag ein Brief auf dem Boden. Darin stand: „Lieber Kalli Kaminfeger! Das alte Haus ist so baufällig, dass es leider abgerissen werden muss. Bitte suche

dir eine andere Wohnung. Alles Gute und viele Grüße, der Vermieter.“ Ein paar Tage später stand Kalli auf dem Balkon. Da hörte er ein tiefes Brummen. Um die Ecke bog ein großer Bagger. Eine Abrissbirne hing an seinem Ausleger.

Schnell packte Kalli seine Sachen. Es war nicht viel, was es zu packen gab: Ein großer und ein kleiner Kochtopf, eine Pfanne, ein Sonntagsanzug mit blankpolierten schwarzen Schuhen und einem schwarzen Hut, Zahnbürste, Handtuch und Kamm, eine Matratze, ein Blumentopf und das dicke Märchenbuch. Er lud alles auf seinen Fahrradanhänger, der unten vor dem Haus stand. Als er fertig war, blieb noch etwas Platz übrig. Kalli blickte zum Hausdach hoch: Der Kamin aus roten Ziegelsteinen hatte ihm immer so gut gefallen. Er stieg hinauf und schlug den Kamin mit einem schweren Hammer in drei Teile auseinander. Langsam ließ er die Teile an einem Seil hinunter. Als er alles verladen hatte, fuhr der Anhänger beinahe auf den Felgen.

Kalli musste ordentlich in die Pedale treten, um mit dem schweren Anhänger voranzukommen. Als er die Kreuzung erreicht hatte, hörte er es hinter sich krachen. Dann krachte es noch einmal und noch einmal. Kalli drehte sich nicht um. Er wollte nicht sehen, wie sein altes Haus in sich zusammenfiel.

Die neue Wohnung lag in einem schmalen Haus, das links und rechts mehrere Nachbarhäuser hatte. Es war dunkelblau gestrichen und hatte weiße Fensterläden. Kalli stellte sein Fahrrad und den Anhänger auf das Grundstück. Seine beiden Töpfe und die Pfanne trug er ins Erdgeschoß. Dort war die Küche. Das Märchenbuch trug er in den ersten Stock, wo das Wohnzimmer war. Und die Matratze schleppte er in den zweiten Stock, wo er sein Schlafzimmer hatte. Vom Balkon vor dem Schlafzimmer führte eine Leiter auf die Dachterrasse. Dort stellte Kalli den Blumentopf auf. Bald würde hier eine Sonnenblume wachsen.

Schließlich war alles abgeladen. Nur die drei Teile des Kamins lagen noch auf dem Anhänger. Kalli überlegte. Dann nahm er sie und stellte sie aufeinander in den kleinen Vorgarten. Jetzt hat Kalli zwei Kamine: einen auf der Dachterrasse und unten vor dem Haus den alten Kamin aus roten Ziegeln. Und jeder, der vorbeigeht, kann sich denken: Hier wohnt ein Kaminfeger.

2 Kalli Kaminfeger und der Mondfeger

Einmal waren zwei Kollegen von Kalli Kaminfeger krank und er musste bis spätabends arbeiten. Aber das machte ihm nichts aus: er arbeitete gern, wenn es dunkel war. Rund und silbrig war an diesem Abend der Mond am Himmel aufgegangen und tauchte die Dächer der Stadt in ein mildes Licht. "Bei Vollmond", freute sich Kalli, "ist es beinahe noch schöner, als wenn die Sonne scheint" und er zog seine lange Bürste aus dem Kamin.

Da hörte er hinter sich ein kratzendes Geräusch. Was war das? Er drehte sich um. Eine Leiter stand auf dem Dach. Eine Leiter war für Kalli nichts besonderes. Aber *diese* Leiter war etwas besonderes: Denn sie kam nicht von unten von der Straße, sondern von oben - direkt aus dem nachtblauen Himmel herab. Kalli guckte nach oben, um zu sehen, wo ihr Ende war. Da rutschte auf einmal etwas die Leiter herunter - ihm direkt vor die Füße. Erschrocken machte Kalli einen Satz zurück. Da stand ein silbriges Etwas vor ihm. Es war nicht ganz so groß wie er, hatte zwei Beine und zwei Arme und einen großen mondscheibenrunden Kopf. Seine Kleidung sah so ähnlich aus wie seine, doch alles war silbrig überzogen und glänzte - auch die Haut. "Woher kommst du?", fragte Kalli Kaminfeger und machte einen Schritt nach vorn, denn das Etwas sah überhaupt nicht gefährlich aus. "Ich komme vom Mond", sagte das silbrig-glänzende Männchen, und auch seine Stimme klang ein bisschen silbrig. "Vom Mond", wiederholte Kalli Kaminfeger und konnte es kaum fassen. "Was machst du da - auf dem Mond?", fragte er. "Ich fege die vielen, vielen Mondkrater aus", sagte das Männchen. "Die Krater?", fragte Kalli ungläubig. Bei Vollmond und klarem Himmel konnte man die Krater auf dem Mond manchmal von der Erde aus sehen. "Warum musst du die Krater ausfegen?", fragte er weiter. "Nachts bläst der Mondwind, da sind die Krater bald mit Mondsand zugedeckt. Deshalb muss ich sie wieder frei fegen." "Dann machst du fast das Gleiche wie ich", sagte Kalli Kaminfeger. "Ein Mondfeger, ja, das bist du!" "Stimmt", sagte der Mondfeger, "so könnte man mich nennen." "Aber warum", fing Kalli von neuem an, "kommst du auf die Erde, wenn du auf dem Mond so viel Arbeit hast?" Und er bedauerte

den Mondfeger, der anscheinend keine Kollegen hatte und die Arbeit immer allein machen musste. "Weißt du", antwortete der Mondfeger, "alle paar Wochen brauche ich einen neuen Besen. Aber bei uns auf dem Mond wachsen weder Bäume noch Sträucher. Deshalb gibt es auf dem Mond auch keinen Besen. Also komme ich zur Erde und bitte einen Menschen mit einem guten Herzen um einen Besen." Kalli war gerührt. Er griff in seinen Rucksack und zog einen nagelneuen Besen hervor. "Hier, den schenke ich dir. Es ist ein besonders guter, mit extra starken Borsten. Der hält doppelt so lang wie ein normaler." "Oh, danke, das ist sehr freundlich von dir", sagte der Mondfeger und strahlte über sein ganzes silbriges Vollmondgesicht. "Ich würde dich dafür gern zu einem kleinen Mondspaziergang einladen", sagte er. "Wie soll *ich* auf den Mond kommen?" Kalli hatte keine Ahnung. "So wie ich", sagte der Mondfeger. "Du musst dich nur gut an der Leiter festhalten. Wenn wir die ersten Sprossen hinaufgeklettert sind, setzt sie sich von allein in Bewegung und fliegt mit uns zum Mond. Willst du?", lachte er Kalli an. Und ob der wollte! "Ich komme mit", sagte er. Und so stiegen beide auf die Leiter, der Mondfeger zuerst, dann Kalli Kaminfeger.

Kaum hatten sie die ersten fünf Sprossen erklommen, hob die Leiter wie von Geisterhand vom Hausdach ab und schwebte langsam nach oben. Der Kamin und das Haus wurden rasch immer kleiner und bald sah Kalli die vielen tausend Lichter der Stadt unter sich. Schneller, immer schneller flog die Leiter dahin. Der Fahrtwind zauste seine Haare, und er musste sich ordentlich festhalten. Höher, immer höher ging es in den Nachthimmel hinein. Um sie herum funkelten Millionen von Sternen und Milchstraßen. Und gerade als ihm ein wenig mulmig werden wollte, da flog die Leiter eine langgezogene Kurve und er sah die Erde wie einen Ball mit blauen und roten Farben im Weltall schweben. Es war so wunderbar, dass er den Atem anhielt. Und wieder hatte er gar keine Zeit, alles genau zu betrachten, denn schon wurde von der anderen Seite her der kratergesprenkelte Mond immer größer. Die Leiter wurde langsamer und langsamer und setzte schließlich ruhig und sicher im silbrigen Mondsand auf. Kalli Kaminfeger stieg mit weichen Knien ab. Da stand er auf dem Mond. Unter seinen Füßen knirschte der Mondsand. Ihm war, als träumte er. Aber da spürte er schon die Hand des Mondfegers. Bereitwillig ließ er sich führen und bewunderte die Mondwüste mit dem Mondsand und den tiefen Mondkratern. Einige von ihnen waren leergefegt, andere schon wieder zugedeckt mit Mondsand. Der Mondfeger hatte hier wirklich viel zu tun.

Nach einer Weile kehrten sie zur Leiter zurück. Es war anstrengend, im Mondsand zu gehen. "Das Wichtigste hast du gesehen", sagte der Mondfeger. "Auf dem Rest des Mondes sieht es so ähnlich aus wie hier. Jetzt bringe ich dich zur Erde zurück, damit du noch ein bisschen schlafen kannst, bevor du wieder an die Arbeit musst." Und beide stiegen wieder auf die Leiter. Diesmal Kalli Kaminfeger zuerst, dann der Mondfeger. Der Rückflug ging genauso schnell wie zuvor, aber Kalli genoss ihn diesmal noch mehr. Als der Himmel langsam sein Nachtblau verlor, landeten sie wieder auf dem Hausdach. "Ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll", sagte Kalli. "Ich muss *dir* danken", sagte der Mondfeger mit seinem Silberlächeln. Er stieg auf die Leiter und winkte. Die Leiter hob ab. Auch Kalli winkte und sah ihm lange nach, bis er verschwunden war. Dann ging er zum Kamin, wo noch seine Tasche stand. Noch einmal drehte er sich um. Der Himmel war schon graublau. Bald würde die Sonne aufgehen. Im letzten Mondschein glänzte etwas auf dem Boden. Kalli sah hin: Es war Mondsand von seinen Schuhen.

Seitdem winkt Kalli Kaminfeger dem Mond, sooft er ihn sieht. Er hofft, dass der neue Besen nicht allzu lang halten wird und dass der Mondfeger mit seiner Leiter dann wieder zur Erde kommen wird. Vielleicht noch einmal zu ihm.

3 Kalli Kaminfeger und das Baby

Manchmal hat Kalli Kaminfeger auf den Dächern von hohen Häusern zu tun. Wenn mehrere solcher Häuser nebeneinanderstehen, sind das eine ganze Menge Kamine. An einem Nachmittag - er zog seine Bürste gerade durch den dritten Kamin - hörte er auf einmal ein herzerreißendes Schreien: "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa" drang es ihm durch Mark und Bein. Er lauschte: "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa" klang es weiter. Es kam aus dem Haus, direkt unter ihm. Bestimmt war es ein Baby. Gleich würde seine Mama oder sein Papa kommen, um es zu

trösten. Kalli zog seine Bürste heraus und ging zum nächsten Kamin. Als er beim fünften Kamin anfang, schrie es von unten immer noch: "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa". "Wo bleibt nur die Mama von dem kleinen Baby?", dachte Kalli und fing an, sich Sorgen zu machen. Als er mit dem sechsten Kamin fertig war, gellte es ihm immer noch in den Ohren: "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa". Ob der Mutter etwas passiert war? Vielleicht war sie zum Bäcker an der nächsten Ecke einkaufen gegangen und war auf dem Heimweg gestolpert und hatte sich den Fuß verstaucht. Und daheim brüllte ihr Kleines. "Ich muss wohl selber nachsehen", seufzte Kalli. Er legte die Bürste aus der Hand und kletterte die Leiter hinunter.

Unten stand die Haustür offen. "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa" dröhnte es durch's Treppenhaus. Kalli stieg die Treppen hinauf, bis zum siebten Stock, die Wohnung rechts. "Kindermann" stand auf dem Klingelschild. Kalli Kaminfeger drückte. "Uaaaaa-uaaaaa-uaaaa" kam es aus der Wohnung. Was tun? Da bemerkte er auf einmal, dass der Schlüssel steckte. "Soll ich hinein?", dachte er unschlüssig. Aber vielleicht war ja wirklich etwas passiert. Vorsichtig öffnete er die Tür und ging durch den Flur, immer dem Gebrüll nach. Im zweiten Zimmer links vom Flur lag ein Baby in seiner Wiege und schrie aus Leibeskräften. Kalli sah sich um: die Wohnung war leer. Da nahm er das Kind heraus. Es blickte ihn mit großen Augen an. Mit dem Baby auf dem Arm ging er im Zimmer auf und ab. Er wiegte und wiegte und das Kind guckte und guckte, bis ihm endlich die Augen zufielen. Still lag es in seinem Arm und sah nun ganz zufrieden aus. Kalli Kaminfeger ging mit ihm hin und her, da fiel sein Blick durch das Fenster hinunter in den Hof. Zwei Frauen standen unten, im Gespräch vertieft, vor einer Wäscheleine. "Vielleicht ist eine von den beiden die Mutter des Kindes", dachte er und öffnete das Fenster mühsam mit einer Hand. "Hallo!", rief er in den Hof. Eine der beiden Frauen hatte gerade ihren Wäschekorb hochgenommen und drehte sich um. "Ist das Ihr Kind?" rief Kalli Kaminfeger nach unten. Als die Frau ihr Baby auf den Armen eines fremden Mannes mit kohlrabenschwarzem Anzug und rußverschmierten Gesicht erblickte, ließ sie vor Schreck den Wäschekorb fallen. "Ich habe es schreien gehört und dachte, es ist vielleicht etwas passiert", rief ihr Kalli zu, als er ihren Schreck sah. Doch die Sorge um ihr Kind ließ die Mutter ihren Schrecken schnell vergessen. Sie ließ den Wäschekorb stehen und rannte ins Haus zurück. Ein paar Augenblicke später stand sie schon atemlos im Zimmer und redete aufgeregt auf Kalli ein. Doch weil der so nett und freundlich aussah und vor allem weil es dem Baby auf seinem Arm so gut zu gefallen schien, beruhigte sich die Mutter schnell wieder.

Am Ende hat sie Kalli Kaminfeger sogar noch zum Kaffeetrinken eingeladen. Doch zuvor musste der noch einmal aufs Dach hinauf und seinen siebten Kamin fertig machen. Als er dann herunterkam und sie beim duftenden Kaffee saßen, schlief das Baby immer noch friedlich in seiner Wiege. Auf seiner rechten Backe war ein winzig kleiner Rußfleck. Aber den bemerkte nur Kalli. Und der verlor kein Wort darüber.

Geschichten von Zora Zugbegleiterin

1 Zora Zugbegleiterin und das Liebespaar

Zora Zugbegleiterin hat meist viel zu tun. Während der Zug fährt, geht sie von Abteil zu Abteil und kontrolliert die Fahrkarten. Sie beantwortet geduldig die Fragen der Reisenden, ob sie ihren Anschlusszug im nächsten Bahnhof noch erreichen werden. Wenn der Zug im Bahnhof angekommen ist, steigt Zora als erste aus. Sie hilft den Reisenden mit schwerem Gepäck aus dem Zug. Und sie achtet darauf, dass der Zug rechtzeitig weiterfahren kann. Deshalb muss sie nachsehen, ob alle Türen geschlossen sind und niemand mehr in der offenen Tür steht.

Einmal ist es aber doch passiert. Es war im Bahnhof von Lippstadt. Zora piff auf ihrer Trillerpfeife. Dann schlossen sich die Türen. Da sah sie, dass ganz hinten am Bahnsteig noch jemand in der Tür des Zuges stand. Schnell lief sie hin. Eine junge Frau stand am Bahnsteig. Sie umarmte einen jungen Mann, der auf den Trittstufen zum Zug stand. "Bitte, bleiben Sie zurück!", rief sie. Doch das Liebespaar hörte sie nicht. Verliebte hören nur die Stimme des Liebsten. Normalerweise ist Zora Zugbegleiterin überaus höflich. Aber jetzt wusste sie sich keinen Rat. Sie zupfte die junge Frau am Ärmel: "Bitte, hören Sie! Der Zug muss pünktlich

weiterfahren!" Da drehte sich die junge Frau um und schluchzte: "Wir können uns aber nicht trennen!" Und sie fiel ihrem Liebsten wieder um den Hals und küsste ihn. Inzwischen waren schon die ersten Mitreisenden ans Fenster gekommen und schimpften: "Was ist denn da los? Kann denn niemand diese beiden trennen? Wir verspäten uns am Ende noch!"

Zora Zugbegleiterin war ratlos. Sie verstand den Kummer der Verliebten (sie wäre zu gern auch verliebt gewesen), aber sie verstand auch die anderen Reisenden, die pünktlich ankommen wollten. Da hatte sie einen Einfall. Sie wandte sich an die Reisenden, die an den offenen Fenstern des Zuges standen: "Wer von Ihnen wird am Bahnhof zuhause von seinem Liebsten erwartet?" Eine junge Frau trat ans Fenster: "Mein Liebster wartet auf mich, das weiß ich genau. Ich freue mich schon so auf ihn. Drei Wochen habe ich ihn nicht gesehen." Eine dicke Träne kullerte ihr über die Backe. „Wenn ich nicht pünktlich ankomme, macht er sich große Sorgen um mich." Und sie weinte wieder ein bisschen.

Da blickte der junge Mann auf, der eben noch seine Liebste umarmt hatte. "Wir sind nicht die einzigen auf der Welt, die sich lieben", sagte er. "Wir müssen uns trennen, damit sich andere sehen können." Er gab seiner Liebsten einen letzten Kuss auf die Backen. "Aber auch wir sehen uns wieder", sagte er und lachte. Und seine Liebste, deren Augen noch rot vom Weinen waren, lächelte zurück.

Zora Zugbegleiterin nickte den beiden zu: "Danke!", sagte sie. Dann griff sie nach ihrer Trillerpfeife und blies so stark hinein, dass alle durch den schrillen Pfiff zusammenfuhren. So sah niemand, wie sie sich eine Träne aus dem Auge wischte, während sie mit dem anderen Auge schon wieder lachte.

2 Zora Zugbegleiterin und die Fußballfans

Es gibt wenig, wovor Zora Zugbegleiterin Angst hat. Aber Fußballfans fürchtet sie. Wenn sie unterwegs sind in den Zügen, gibt es oft Ärger. Treffen sie Fans eines anderen Vereins, fangen sie an zu streiten. „Unser Verein ist der beste“, schreien die eine. „Nein, unser Club ist der Größte!“, schreien die anderen. Dann gehen sie aufeinander los, ziehen sich an den Haaren und schlagen sich ihre Bierdosen um die Ohren.

An einem Samstag fuhr Zora mit Fußballfans von zwei Vereinen in einem Zug. Im vorderen Wagen hatten alle blaue Hosen an, im hinteren Wagen saßen nur Fans mit roten Hemden. Während Zora durch den Wagen ging und die Fahrkarten kontrollierte, ging es schon hoch her. Es wurde gegrölt und gesungen, einige stiegen auf die Sitze, schwenkten eine blaue Fahne und drohten denen im anderen Wagen mit den Fäusten. Als Zora in den hinteren Wagen kam, war es dort nicht anders. Eine rote Fahne wurde geschwenkt und die Rothemden brüllten drohend hinüber zu den Blauhosen.

Zora kam zum Lokführer zurück. „Wir müssen uns etwas einfallen lassen, sonst gibt es noch ein Unglück.“ Der Lokführer nickte. Kurz darauf hielt der Zug plötzlich auf offener Strecke. Zora nahm das Mikrophon und Blauhosen und Rothemden hörten aus den Lautsprechern ihre Durchsage: „Leider hat unser Zug technische Probleme. Im Namen des Lokführers bitte ich alle auszusteigen. Draußen wird der Lokführer Ihnen sagen, was los ist.“ Blauhosen und Rothemden fingen an zu motzen und zu maulen. Aber da niemand zum Fußballspiel zu spät kommen wollte, stiegen alle gehorsam aus. Vor dem vorderen Wagen stellten sich alle Blauhosen auf, vor dem hinteren Wagen alle Rothemden. Der Lokführer kletterte aus dem Führerstand und stellte sich zwischen beide Gruppen. „Wir hatten dieses Problem schon einmal. Das letzte Mal konnte die Lok wieder weiterfahren, als alle Fahrgäste sie ein paar Meter gezogen haben.“ Er holte ein langes Seil aus dem Führerstand und knotete es vorne an der Lok fest. „Wenn alle zusammenhelfen, sind wir schnell wieder flott.“ Die Blauhosen sahen giftig zu den Rothemden hinüber. „Mit den Rothemden ziehen wir nicht an einem Strang!“ Die Rothemden grölten. „Das braucht ihr auch gar nicht, wir schaffen das auch allein.“ Sie gingen ans Seil und legten sich kräftig ins Zeug. Die Lok bewegte sich langsam vorwärts. „Schneller, schneller“, rief der Lokführer aus seinem Fenster heraus, „sonst hat es keinen Zweck.“ Die Rothemden ließen das Seil erschöpft fahren. „Weg da, jetzt kommen wir“, brüllten die Blauhosen und stürzten sich ans Seil. Sie zogen wie die Ochsen und schnauften wie Walrosse, doch die Lok rollte nicht schneller. „Es hat keinen Zweck“, rief der Lokführer, „wir sind zu langsam. Jetzt können wir nur noch auf den Abschleppzug warten.“

Die Blauhosen ließen sich links vom Gleis ins Gras fallen. Auf der anderen Seite des Bahndamms sanken die Blauhosen ins Gras. Zora Zugbegleiterin stellte sich vor die Lok auf die Schienen und blickte auf ihre Armbanduhr. „Ich dachte immer, Fußballfans wollen auf jeden Fall ihre Mannschaft spielen sehen. Aber da habe ich mich wohl getäuscht.“ Die Blauhosen und Rothemden setzten sich auf und fingen an zu tuscheln. Auf einmal standen zwei Rothemden auf und gingen ans Seil. Zwei Blauhenden erhoben sich und kamen dazu. Dann wieder zwei Rothemden und so fort – bis alle am Seil standen. „Alles hört auf mein Kommando“, rief Zora. „Zieht!“ Und sie zogen schnaufend, bis sich die Lok in Bewegung setzte und über das Gleis rollte. „Gleich haben wir’s!“, rief der Lokführer und legte einen Hebel um. „Wir fahren wieder aus eigener Kraft. Jetzt alle schnell in den Zug!“ Rothemden und Blauhosen sprangen auf den fahrenden Zug auf. So waren sie nun in beiden Wagen gemischt. Aber nachdem sie den Zug gemeinsam wieder flott gemacht hatten, störte das jetzt keinen mehr. Im Fußballstadion standen sie alle im selben Block. Und auf der Heimfahrt nahmen sie denselben Zug. Man konnte ja nie wissen, ob es nicht wieder technische Probleme gab.

„Wie hast du das eigentlich hingekriegt, dass keine Gruppe allein den Zug ziehen konnte?“, fragte Zora am Feierabend den Lokführer. „Ganz einfach“, sagte der und grinste verschmitzt, „ich habe die Handbremse etwas angezogen. Und als alle am Seil waren, habe ich sie wieder gelöst.“ Da musste auch Zora grinsen.

3 Zora Zugbegleiterin und der geheimnisvolle Koffer

Einmal in der Woche muss Zora nachts arbeiten. Wenn die Sonne ihre letzten Strahlen über den Bahnhof schickt, steigt Zora in einen Zug ein, der die ganze Nacht fährt, bis er am nächsten Morgen am Meer ankommt. Manche Fahrgäste übernachten im Schlafwagen. Darin gibt es viele kleine Abteile mit Betten, in denen man bequem schlafen kann. Wer nicht soviel Geld hat, versucht im Sitz zu schlafen. Das ist nicht einfach, wenn vier oder sechs Menschen in einem Abteil sind. Immer wieder gibt es Streit, weil einer schnarcht oder sich im Schlaf an seinen Nachbarn anlehnt.

Als Zora wieder einmal mit dem Nachtzug unterwegs war, kam sie in ein Abteil, in dem ein Mann und eine Frau saßen. Der Mann, über dem ein großer Koffer im Gepäcknetz lag, schaute in Fahrtrichtung. Die Frau saß ihm gegenüber. Sie hatte eine Reisetasche neben sich stehen und blickte den Mann feindselig an. „Frau Zugbegleiterin“, sagte sie aufgeregt und deutete auf das Gepäcknetz gegenüber, „der Koffer dieses Herrn gibt Geräusche von sich.“ Zora blickte den Mann an, der zum Fenster hinaussah. „Haben Sie etwas in Ihrem Koffer, das Geräusche macht?“ „Vielleicht knarzt das Leder ab und zu, wenn der Zug in eine Kurve fährt“, sagte der Mann, der einen Trachtenhut aufhatte. Zora presste ihr Ohr an den Koffer. „Ich höre nichts“, sagte sie. Der Mann sah zufrieden aus. „Na sehen Sie“, sagte er und grinste seine Nachbarin an. „Können Sie mich jetzt bitte in Ruhe lassen?“ Die Frau gab ihm keine Antwort und drehte beleidigt den Kopf zum Fenster.

Zora zuckte die Schultern und ging weiter. Als sie eine halbe Stunde später wieder vorbeikam, war der Mann in seinen Sitz zurückgesunken und schnarchte mit offenem Mund. Seine Nachbarin gegenüber hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu und blickte misstrauisch auf den Schlafenden. „Und ich sage Ihnen, mit dem Koffer stimmt etwas nicht“, flüsterte sie böse. „Er hat sich vorhin bewegt. Zweimal. Ich habe es deutlich gesehen.“ Zora musterte ungläubig den Koffer. Er lag ruhig auf der Gepäckablage über dem schlafenden Mann. „Sie können mir ruhig glauben!“, zischte die Frau. Der Schlafende grunzte, drehte sich und öffnete die Augen. „Ja, wachen Sie ruhig auf“, erregte sich die Frau, „ich möchte nur wissen, was Sie in Ihrem Koffer drin haben.“ „Ach, lassen Sie mich doch in Ruhe“, sagte der Mann, gähnte und drehte sich weg. Sofort fing er wieder an zu schnarchen. Vielleicht war die Frau auch eingenickt und hatte geträumt, dachte Zora. Sie zuckte die Schultern: „Ich kann leider nichts Ungewöhnliches feststellen. Wenn Sie etwas Gefährliches bemerken, können Sie mir Bescheid geben.“ Die Frau verzog die Mundwinkel nach unten und lehnte sich schmollend in ihren Sitz zurück.

Als Zora gegen Mitternacht am Abteil vorbeiging, sah sie, dass beide schliefen. Jetzt ist doch noch Ruhe eingekehrt, freute sie sich und wollte gerade weitergehen. Da bemerkte sie, wie

etwas auf den Hut des schlafenden Mannes tropfte. Sie blieb stehen und sah genauer hin. An der Unterseite des Koffers hingen eine Reihe von Tropfen. Einer nach dem anderen bewegte sich bis zur Vorderkante des Koffers, dann löste er sich und fiel dem schlafenden Mann auf den Kopf. In seiner Hutkrempe hatte sich bereits ein kleiner See gebildet. Wenn er aufwacht und sich bewegt, dachte Zora, läuft es ihm in den Kragen. Aber was war das, was da aus dem Koffer tropfte? Es musste Schnaps sein, dachte Zora. Der Mann ist ein Schmuggler, der in seinem Koffer Schnapsflaschen über die Grenze bringt und im Ausland teuer verkaufen will. Rasch gab sie dem Zugführer Bescheid, der über sein Funkgerät die Polizei verständigte. Im nächsten Bahnhof stieg ein Polizist ein. Zora brachte ihn zum Abteil. Der Polizist packte den schlafenden Mann bei der Schulter. Sein Kopf war nach hinten gefallen war und es tropfte aus der Hutkrempe hinter den Sitz. „Aufwachen“, sagte er. „Wachen Sie auf und öffnen Sie Ihren Koffer!“ Der Mann öffnete die Augen und sah ihn voller Schrecken an. „Was wollen Sie von mir? Ich habe nichts verbochen.“ „Das wollen wir doch mal sehen“, sagte bissig seine Nachbarin, die inzwischen auch aufgewacht war. „Ihr werdet euch alle wundern“, sagte der Mann. Er stand auf, bemerkte seinen nassen Hut. „Also, das hat er bisher noch nie gemacht“, sagte er und fing an zu lachen. Vorsichtig nahm er den Koffer aus der Ablage, legte ihn auf den Sitz und öffnete ihn langsam. Der Polizist sah zuerst hinein und grinste breit. „Schaut selbst nach“, sagte er zu Zora und der Frau, „es ist nichts Gefährliches.“ Zora sah ihm vorsichtig über die Schulter. Im Koffer lag zusammengerollt ... ein schlafender Dackel! „Er hat immer Reiseangst“, erklärte der Mann der verblüfften Zora und dem Polizisten. „Ich lege ihn abends zuhause in sein Körbchen. Wenn er schläft, bette ich ihn in den Koffer und nehme den Nachtzug. Und wenn er morgens aufwacht, sind wir schon am Ziel angekommen.“ „Also habe ich doch Recht gehabt“, sagte seine Zugnachbarin triumphierend, „der Koffer hat Geräusche gemacht und sich bewegt.“ „Und er hat Pipi gemacht“, fügte Zora hinzu, „der Dackel, meine ich natürlich.“ So ist die Fahrt noch gut zu Ende gegangen. Der Hundebesitzer und seine Nachbarin haben sich versöhnt, weil beide Dackel mochten. Und der Dackel Waldi durfte im offenen Koffer weiterschlafen und ist nicht mehr „ausgelaufen“, bis der Zug morgens am Meer ankam.